

HELEN GILTROW

Identity



GOLDMANN

Lesen erleben

Buch

Charlotte Alton ist attraktiv, reich, und sie verkehrt in den besten Kreisen der Gesellschaft. Doch der Schein trügt. Charlotte hat eine zweite Identität unter ihrem Decknamen Karla. Und Karla verdient ihr Geld mit der Beschaffung und Manipulation von Informationen. Als sie eines Abends im Foyer der Royal Opera ein Glas Champagner trinkt, sieht sie plötzlich ein Gesicht aus ihrer Vergangenheit. Simon Johanssen ist ein Auftragskiller, dem sie vor acht Jahren eine neue Identität verschafft hat. Nur so konnte er überleben, nachdem bei einem seiner Auftragsmorde etwas völlig aus dem Ruder gelaufen war. Karla hatte geglaubt, Johanssen nie mehr wiederzusehen. Doch nun hat er einen neuen Job für sie. Er soll einen Auftrag erledigen, und zwar in einem Hochsicherheitsgefängnis, einem staatlichen Experiment des Strafvollzugs namens »Das Programm«. Karla weiß, dass es sich um ein Himmelfahrtskommando handelt. Sie lässt sich jedoch auf den Job ein, zu sehr ist ihr Leben mit dem Johanssens verbunden. Als Karla Informationen zur Zielperson beschaffen will, kann sie diese jedoch nicht im Programm ausfindig machen. Spielt Johanssens Auftraggeber ein falsches Spiel? Aber Karla und Johanssen können nicht mehr zurück. Sie sind bereits mittendrin in einem mörderischen Komplott. Und sie wissen nicht, wer ihre Gegner sind ...

Informationen zu Helen Giltrow
finden Sie am Ende des Buches.

Helen Giltrow

Identity

Thriller

Aus dem Englischen
von Gunnar Kwisinski

GOLDMANN

Die Originalausgabe erschien 2014
unter dem Titel »The Distance« bei Orion Books,
an imprint of Orion Publishing Group Ltd, London.

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das FSC®-zertifizierte Papier *Pamo House* für dieses Buch
liefert Arctic Paper Mochenwangen GmbH.

1. Auflage
Taschenbuchausgabe Dezember 2015
Copyright © der Originalausgabe 2014
by White Stack Limited.
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2015
by Goldmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Gestaltung des Umschlags: UNO Werbeagentur München
Umschlagfoto: FinePic®, München
Redaktion: Sigrun Zühlke
BH · Herstellung: Str.
Satz: omnisatz GmbH, Berlin
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN: 978-3-442-48365-5
www.goldmann-verlag.de

Besuchen Sie den Goldmann Verlag im Netz:



PROLOG

25. Tag: Samstag

Karla

Ich habe Blut in den Haaren. Zwölf Stunden danach, und ich habe immer noch Blut in den Haaren.

»Alles okay?«

Die Polizistin, die an der Tür Wache steht, starrt mir über den Toilettenspiegel ins Gesicht. Missachtet die Befehle: Sie hat Anweisung, nicht mit mir zu reden. Vielleicht glaubt sie, ich würde in Ohnmacht fallen.

Gestern hatten sie mir am Tatort meinen Mantel abgenommen: Er war bis aufs Futter mit Blut durchtränkt. Auch mein Gesicht war voller Blut gewesen, und meine Hände, wo es sogar bis unter die Risse in der Nagelhaut gelaufen war – das meiste davon hatte der Arzt abgewaschen, als er mich untersucht und daraufhin für vernehmungsfähig erklärt hatte. Um den Rest hatte ich mich selbst gekümmert, sobald ich konnte. Ohne auf den Schmerz zu achten, hatte ich mich abgeschrubbt, bis meine Haut rot und wund war.

Von den Haaren hatte mir keiner etwas gesagt.

Mit der unverletzten Hand pule ich darin herum. Ein bräunlicher Klumpen verklebt ein paar Strähnen. Ich wünschte, ich hätte eine Schere. Dann würde ich ihn herauschneiden.

Denk nicht daran. Nein.

Es ist Samstagmorgen, zehn Uhr früh. Das steht jedenfalls auf meiner Uhr. Ohne die hätte ich absolut keine Vorstellung. Das letzte Mal, dass ich ein paar Stunden unruhigen Schlaf bekommen habe, war am Donnerstagabend gewesen. Don-

nerstag ... da hatten wir noch einen Plan. Ich hatte schon aufgehört, mir einzubilden, die Situation im Griff zu haben, aber zumindest hatten wir noch einen Plan. Wir sahen Licht am Ende des Tunnels.

Jetzt bin ich allein in der Toilette des Polizeireviers, pule mir in den Haaren herum, versuche, den Druck auf meiner Brust nicht zu beachten, mich zu sammeln und auf meine Geschichte zu konzentrieren. Wie oft bin ich diese Situation schon im Kopf durchgegangen? Aber es ist vollkommen anders, als ich es mir vorgestellt hatte.

Seit ich erwachsen bin, beschäftige ich mich mit der Informationsbeschaffung, der Analyse von Mustern, Daten und harten Fakten. Und dies war doch auch nur ein Fakt, oder? So würde ich hier durchkommen, mit professioneller Distanz.

Aber es tut weh. Ich hätte nie erwartet, dass es so wehtun würde.

Die Polizistin betrachtet immer noch mein Spiegelbild.

»Alles okay«, sage ich. »Wirklich. Danke.« Ich versuche, sie schräg durch den Spiegel anzulächeln, aber mein Gesicht ist ausgemergelt und verhärtet.

Sie wendet den Blick ab. »Wir müssen zurück«, sagt sie.

Im Vernehmungsraum hat sich ein grün-weißlicher Schaum auf dem kalten Kaffee an meinem Platz gebildet. Ich würge kurz und schiebe den Plastikbecher zur Seite. Sofort fragt die Polizistin: »Möchten Sie einen frischen?«

»Nein ...« Zu harsch: Sie will nur freundlich sein. Noch ein Versuch: »Danke, nicht nötig.«

Sie nimmt den Becher, geht hinaus und schließt die Tür hinter sich. Draußen im Flur höre ich Stimmen, dann Stille. Ich bin allein.

Am liebsten würde ich den Kopf auf den Tisch legen und weinen.

Aber sie werden jeden Moment zurückkommen mit ihren Fragen: *Ein letztes Mal noch, Charlotte, von Anfang an.* Was ich gesehen hätte? Was gehört? Sie prüfen meinen Bericht immer noch aus den unterschiedlichsten Blickwinkeln, suchen nach irgendwelchen Details, die nicht passen. Weil sie hundertprozentig sicher sein müssen, wie viel ich weiß – oder wie wenig.

Also fange ich noch einmal am Anfang an, an *ihrem* Anfang, mit dem die Geschichte ordentlich und beherrschbar erscheint, in der ich nur eine unschuldige Nebenrolle spiele. Es gibt allerdings auch andere Anfänge.

Vor acht Jahren: Ein Fremder auf dem Stuhl in einem Lagerhaus, dem grelle Scheinwerfer ins Gesicht scheinen. Ein Fremder, der vollkommen verängstigt hätte sein müssen, es aber nicht war.

Oder der achte Dezember vor etwas über einem Jahr: Als eine Frau in einem dunklen Mantel mit undurchdringlicher Miene einen Flur entlangging.

Oder ein Mittwoch im Januar vor nicht einmal vier Wochen, als Simon Johanssen mich fand und ich von der Mission Impossible erfuhr.

1. TEIL

1. Tag: Mittwoch – 2. Tag: Donnerstag

Karla

Ich habe immer gewusst, dass die Vergangenheit mich einholen könnte – trotz all meiner Vorsichtsmaßnahmen, den falschen Spuren, den erfundenen Erlebnissen und allem anderen, was ich unternommen habe, um auf Distanz zu gehen.

Aber nicht so.

Es geschieht in der Pause in einer Bar im Royal Opera House, als ich höflich zuhöre, wie ein stattlicher Banker sich über die angemessene Inszenierung des letzten Akts der *Götterdämmerung* auslässt: Ich blicke auf, und in der Sekunde reiben sich meine beiden Leben – zwei Leben, die ich mit größter Sorgfalt voneinander getrennt hatte – wie zwei tektonische Platten aneinander und bringen den Raum zum Beben.

Er steht am Rand einer Gruppe, allerdings etwas von ihr abgewandt: Er gehört nicht dazu, obwohl man sich da leicht täuschen könnte. Der hübsche Anzug, die Krawatte, das Sektglas, das er locker zwischen den Fingern der rechten Hand hält, selbst die Frisur und die Haltung erwecken den Anschein, dass er hierher gehört. Nur ich weiß, dass er das nicht tut.

Zwei Jahre. Zwei Jahre, und er kann nur aus einem einzigen Grund hier sein. Meinetwegen.

Ein kurzer Schock – ich schlucke ihn herunter –, dann wende ich mich wieder meinem Begleiter zu, lächle und

gebe ihm die richtige Antwort. Doch währenddessen konzentriere ich mich auf mein äußeres Blickfeld: Ich muss ihn im Auge behalten wie ein unberechenbares, potenziell gefährliches Tier. Ich will mich umdrehen und ihn anstarren. Aber hier, in diesem Moment, bin ich Charlotte Alton – die höfliche, wohlhabende Müßiggängerin Charlotte Alton –, und die kann den Mann, den ich gerade gesehen habe, keinesfalls kennen. Stattdessen versuche ich mich so zu positionieren, dass ich über die Schulter des Bankers hinweg die Menge überblicken kann. Als ich so weit bin, ist er verschwunden.

Verstohlen lasse ich den Blick durch den Raum schweifen.

Die Vorstellung ist ausverkauft, und die Bar – die größte im Opernhaus, die an ein riesiges, viktorianisches Gewächshaus mit hohem Gewölbe-Glasdach erinnert – ist rappelvoll, die Tische auf der Nord- und Südgalerie sind belegt, und viele Menschen drängen sich um den langen zentralen Kupfertresen. Zu viele Männer in dunklen Anzügen, die er sein könnten, es aber nicht sind. Die nicht ganz ebene Spiegelwand lässt den Raum größer erscheinen, verdoppelt den kunstvoll gearbeiteten Eisenrahmen des riesigen, halbrunden Fensters und macht aus der Menschenmenge Menschenscharen. Er und sein Spiegelbild sind darin verschmolzen. Am oberen Rand der gespiegelten Wand scheint die Glaseinfassung des rechteckigen oberen Balkons über uns zu schweben: Die Menschen, die am Geländer lehnen, sehen aus wie Exponate in einem Museum. Ich betrachte sie. Er ist nicht darunter.

Aber irgendwo muss er sein, und er hat mich gefunden. Natürlich hat er das. *Und wer ist daran schuld?*

Das erste Läuten. Fünf Minuten. Um mich herum werden die Gläser geleert. »Hier, lassen Sie mich ...« Der Banker nimmt mir das Glas ab, doch als er sich abwendet, legt mir ein anderes Mitglied unserer Gruppe, ein Anwalt mit einer Kanzlei in der City, die Hand auf den Arm. »Charlotte, ich wür-

de Sie gern kurz sprechen – hätten Sie mal einen Moment?« Also bleibe ich an seiner Seite, als wir uns mit allen anderen geduldig in den Zuschauerraum schieben, lächle und sehe ihn an, während das Blut in meinen Schläfen pocht.

Obwohl ich nach ihm Ausschau halte, sehe ich ihn erst, als er direkt neben mir steht. Er sieht mich nicht an, aber seine Hand findet meine. Dann ist er wieder verschwunden, abgetaucht in der Menge, die uns umgibt.

Der Anwalt und ich gehen weiter den Korridor entlang zu den *Grand Tier*-Logen: Der Anwalt ist im Vorstand einer Wohltätigkeitsorganisation, die eine Auktion veranstaltet, ob ich da womöglich ...? Der Gegenstand schmiegt sich in meine geschlossene Hand. Als ich ihn beim Hinsetzen in die Handtasche stecke, ist er warm und schweißnass.

Es ist eine winzige dunkelrote Weihnachtsbaumkugel, von der ein paar glitzernde Farbsplitter in meiner Handfläche haften bleiben.

Das Licht wird dunkel. Der letzte Akt fängt an. Wagners Erzählung über vorgetäuschte Identitäten, gebrochene Versprechen, Betrug und Mord stürmt auf ihr Ende zu. Ich bekomme kaum etwas davon mit.

Die Weihnachtsbaumkugel ist eine Nachricht, ein Zeichen in einem Code, den wir uns vor Jahren auf die Schnelle ausgedacht hatten. Simon Johanssen will ein Treffen. Aber nicht mit der diskreten, gebildeten Charlotte Alton. Johanssen will mit Karla reden.

Sofort fallen mir ein paar banale Ausreden ein. *Du hattest seit zwei Monaten keinen direkten Kontakt mehr mit Klienten. Du arbeitest nicht mehr an vorderster Front. Schick Craigie. Der kümmert sich darum. Dafür bezahlst du ihn schließlich.*

Ein sinnloses Selbstgespräch. Ich werde sowieso hingehen.

*

Frühmorgens am Tag darauf. Die Kälte brennt wie Sand in meinen Augen.

Weiter oben auf der Hauptstraße in diesem Teil von Ost-London stehen Bürogebäude mit Glasfassaden, und in der Ferne glitzern die Türme der Docklands – darunter auch das Haus mit meinem Apartment – wie Märchenschlösser, aber von hier unten sind sie nicht zu sehen, als lägen sie in einer ganz anderen Welt: Neben der Zufahrt zerfällt ein ausgebrannter Lieferwagen auf seinen Felgen, und die Rinnsteine ersticken im Müll.

Ein Jahrmarktsunternehmen nutzt den Hof als Lager unter anderem für altersschwache Karussells und schäbige Straßendekorationen. Defekte Maschinen liegen wie versteinerte Überreste prähistorischer Ungeheuer auf dem Hof: ein riesiger, in seine Tentakel gewickelter Krake, ein Schienenstrang, der an die gekrümmte Wirbelsäule eines Tyrannosaurus erinnert. Im Lagerhaus tauchen leistungsschwache Neonröhren die Gänge in schmutzig graues Licht, präsentieren so einen ausgeweideten Autoskooter samt Stromabnehmern und einem handgemalten Schild mit der Aufschrift *DER ULTIMATIVE THRILL*.

Es ist Januar. Ich bin seit zwanzig Minuten hier und friere. Vielleicht übersehe ich ihn deshalb.

Keine Bewegung. Sonst würde ich ihn sehen. Er muss einfach irgendwo in der Dunkelheit warten und mich beobachten.

»Tut mir leid«, sagt er, aber ich schnappe trotzdem erschreckt nach Luft.

Es ist, als wäre er schon die ganze Zeit hier gewesen, zwischen den grinsenden Plastikweihnachtsmännern und den ziehharmonikaförmig gefalteten, chinesischen Neujahrsdrachen, aber erst durch eine Änderung des Blickwinkels sichtbar geworden. Oder als hätte er sich allmählich entwickelt

wie Gras, das wächst, oder Staub, der sich sammelt – ein Schatten, der sich zu einer menschlichen Gestalt verdichtet.

Er ist achtunddreißig Jahre alt. Gut eins achtzig groß und schlank, mit den flachen Muskeln eines Ausdauersportlers. Der schicke Anzug ist verschwunden. Seine Kleidung ist schlicht und unauffällig, die Armbanduhr Massenware. Die vernarbten Fingerknöchel treten stark hervor.

Wie immer bin ich verblüfft, wie leise er ist.

»Ich wollte sichergehen, dass wir allein sind«, sagt er. Er spricht höflich und leise. Die flachen Vokale sind der einzige Hinweis auf seine Herkunft aus dem Norden.

Und warum jetzt, nach so langer Zeit? Warum ist er jetzt zu mir gekommen? Stattdessen sage ich: »Sie haben es nicht über die Nummer versucht«, und klinge ganz ruhig.

Er sagt: »Ich kannte den Mann nicht, der sich da gemeldet hat.«

»Er arbeitet für mich. Er ist sicher.«

Er nickt, sein Blick wandert jedoch zur Seite, von mir weg.

»Zwei Jahre«, sage ich. »Ich dachte, wir hätten Sie verloren.«

»Ich habe mich bedeckt gehalten.«

»Gab's einen Grund?«

Er zuckt nur die Achseln

Was will er? Bis vor zwei Jahren bedeutete ein solches Treffen einfach, dass er eine neue Identität oder Informationen für einen Job brauchte. Aus diesen Gründen wandten sich die Leute an Karla: für illegale Informationsbeschaffung, egal ob durch Bestechung, Erpressung, Hacken von Computern oder schlichten Diebstahl; zur Vernichtung von Daten, die, wenn sie erhalten blieben, den Vollstreckungsbehörden nutzen könnten; zur Erschaffung falscher Identitäten oder ihrer Löschung.

Es kann nicht nur so etwas sein. Nicht nach zweijährigem

Schweigen. Aber vielleicht ist er auch nicht mehr im Geschäft – vielleicht hat er aufgehört, der Mann zu sein, der ...

»Erzählen Sie mir vom Programm«, sagt er.

Eine Schrecksekunde, mehr nicht. Aber ich habe lange und gut genug trainiert. Abgesehen von dem kurzen Schweigen merkt man mir nichts an.

Man könnte es als Gefängnis bezeichnen, aber es ist vollkommen anders als alle anderen Gefängnisse, abgesehen von der Mauer und dem Stacheldraht.

Vor zwei Jahren, als Johansen verschwand, existierte es noch nicht. Es entstand erst nach den Gefängnisrevolten. Die auf die Rezession, die Verbrechenswelle und die Überfüllung in den Gefängnissen folgten ... Fünftausend Bewohner, die aus überfüllten Gefängnissen der Obhut eines privaten Sicherheitsdienstes übergeben wurden, der sie – vorübergehend – in einer Ansammlung heruntergekommener Vorortstraßen unterbrachte, die genau zu der Zeit für eine Sanierung geräumt worden waren, als die Wirtschaft zusammenbrach. Sicherlich nur ein Notbehelf, aber ein Notbehelf, der jahrelang in Betrieb bleiben könnte, also hatten sie ihn mit einem zackigen amerikanisierten Namen versehen und eine Internetseite ins Netz gestellt, die die zugrunde liegende Theorie pries.

Und so entstand das Experiment.

»Und worin besteht dieses Experiment?«, fragt Johansen, obwohl er die Antwort kennen muss. Schließlich steht sie im Internet.

»Kriminellen beizubringen, in einer selbstverwalteten Gesellschaft zurechtzukommen.«

»In einer von anderen Kriminellen selbstverwalteten Gesellschaft?«

»Genau.«

»Und als Gegenleistung für ihre Teilnahme bekommen sie ...?«

»Größere persönliche Freiheiten und Verantwortung in einer sicheren Umgebung.«

Schlüssel für ihre Wohnräume. Fernsehen und Zeitungen. Die Chance, in Selbstverwaltungsgremien mitzuarbeiten und Regeln auszuarbeiten. Unterrichtsangebote, berufliche Aus- und Weiterbildung, Betriebsgründerinitiativen. Krankenversicherung, Sportanlagen, sogar ein Restaurant. So steht es auf der Internetseite.

»Klingt zu schön, um wahr zu sein.«

»Dann ist es das wohl auch.«

»Ist es sicher?«

»Regelmäßige Patrouillengänge bewaffneter Polizeikräfte sorgen für Ordnung und garantieren die Sicherheit und das Wohlbefinden der Bewohner.« Andererseits: »Charlie Ross ist gleich nach der Eröffnung reingegangen. Mit dem ersten Schub. War nach drei Monaten tot. Kam in Einzelteilen wieder raus.«

Er verzieht keine Miene. Natürlich wusste er auch das bereits.

»Wer sitzt da so drin?«, fragt er.

»Vor allem Berufsverbrecher. Diebe, Hehler, Zuhälter, Dealer, Menschenhändler, Mörder ... aber keine Kinderchänder und keine Terroristen.«

»Psychopathen?«

»Offiziell nicht, weil man sich nicht darauf verlassen kann, dass sie regelmäßig ihre Medikamente nehmen. Inoffiziell? Mindestens ein paar Dutzend, wahrscheinlich Hunderte. Und alle lernen sie, anständige Bürger zu werden.«

»Kennen Sie Leute dort?«

»Kannte.« Ich muss lächeln. Frostig. »Wir haben keinen Kontakt mehr.«

»Interne Überwachung?«

»Kameras.«

»Kommunikation?«

»Ein Festnetz-Telefonsystem für die Bewohner. Sämtliche Gespräche werden aufgezeichnet. Keine Handys.«

»Sicherheit?«

Die Frage wurde mir schon so oft gestellt, dass die Antwort wie aus der Pistole geschossen kommt.

»Äußere Doppelwand: lichte Höhe zwölf Meter, neun Meter tief in den Boden. Elektrozaun, NATO-Draht, Wärme- und Bewegungssensoren. Die Mauerkrone ist rund um die Uhr mit Wachposten besetzt. Der Luftraum darüber ist gesperrt. Alle unterirdischen Verbindungen mit Ausnahme des Hauptabwasserkanals sind versiegelt. Der Inhalt dieses Abwasserkanals wird unterhalb zerkleinert. Da würde nicht mal eine Ratte heil rauskommen.«

»Und rein?«

»Rein will da niemand.«

»Was wäre, wenn ich reinwollte?«

Ich sage: »Es gibt begrenzt Zutritt für Besucher.«

»Ich brauche mehr.«

»Mehr? Einen Dienstausweis? Irgendwas, womit Sie als Aufseher reinkommen? Als Wachmann?«

»Noch mehr«, sagt er und sieht mich an.

»Als Bewohner?«

»Und dann wieder raus.«

Also geht es um einen Auftrag. Eine Enttäuschung mit einem schmerzlichen, ironischen Seitenhieb: ein Auftrag, nur ein Job, für den er einen Ausweis braucht. Aufseher – Wachmänner – arbeiten in Teams nach strikten Dienstplänen. Zivile Mitarbeiter werden schwer bewacht. Nur Bewohner können sich drinnen frei bewegen. Für das, was er vorhat, muss er als Bewohner durchgehen ...

Ein plötzliches Angstgefühl.

»Nicht machbar«, sage ich.

Er sieht mich an. »Sicher?«

Beende es sofort, mach einfach Schluss. »Wir haben keinen Zugriff auf die Betreibergesellschaft und können uns nicht in die Systemdateien des Gefängnisses hacken. Zu gut abgesichert. Versucht wurde es, das können Sie mir glauben.«

Er sagt: »Von Leuten, die rauswollten. Nicht rein.«

Ich schüttele nur den Kopf.

Wir schweigen, als gäbe es noch mehr zu sagen. Ich beende es schließlich. »Ist das alles?« Ein angedeutetes Nicken. »Also, falls Sie mich noch mal brauchen, nutzen Sie die hier.«

Ich gebe ihm eine Visitenkarte, auf der kein Name sondern nur eine Telefonnummer steht. Er liest sie ein Mal, dann ein zweites Mal und gibt sie mir zurück. Wir sind fertig. Zwei Jahre sind vergangen, und mehr haben wir uns nicht zu sagen.

Ich stecke die Karte wieder in die Manteltasche. »Ich muss jetzt los.«

Er verabschiedet sich nicht.

Der Wagen – nicht der Mercedes, den Charlotte Alton die letzten Jahre benutzt hat, sondern eine Limousine mit dem Kennzeichen einer Briefkastenfirma – wartet eine Straße weiter. Robbie steht daneben und hält Wache, die Arme über der breiten Brust verschränkt, den Kopf mit den grau melierten Haaren leicht schief gelegt, lauscht er auf jedes Geräusch, während sein Atem in der kalten Luft dampft.

Vor einem Jahr habe ich ihn das letzte Mal angerufen, um ihn für einen ähnlichen Auftrag einzusetzen, aber er hat von Anfang an für das Netzwerk gearbeitet und kennt die Regeln. Ohne ein Wort zu sagen oder mich anzusehen, öffnet er mir die Tür.

Ich setze mich auf den Beifahrersitz, und da spüre ich ihn,

den kurzen, heißen Stich. *Du hättest bleiben müssen, hättest noch was sagen müssen, du hättest ihn fragen müssen, ob ...*

Ich beende es. Verdränge auch das Bild von Johanssen, der im Schatten steht und horcht, wie ich wegfahre. Ich weiß nicht, ob er nicht schon längst weg ist.

*

Wir ergreifen die üblichen Vorsichtsmaßnahmen. Erst um vier Uhr morgens bin ich wieder in den Docklands.

Das Haus, in dem ich wohne, bietet einen Blick auf ein Becken der West India Docks im Norden von Canary Wharf. Früher wurde hier Zucker entladen. Das Einzige, was von der industriellen Vergangenheit übrig geblieben ist, sind jedoch die beiden gigantischen Kräne auf dem Kai, das Dock selbst – ein rechteckiges Becken, in dem sich das Wasser kräuselt, von dem in schöner Regelmäßigkeit Zigarettenkippen und Pappbecher abgeschöpft werden müssen, und eine Reihe niedriger Backstein-Lagerhäuser, die zu Bars für Touristen und Büroangestellte umgebaut wurden. Alles andere ist neu, und mein Haus gehört zu den neuesten. Es wurde für die von Ängsten geplagten Reichen errichtet: überdimensionierte Zimmer, strenge Sicherheitsvorkehrungen in Verbindung mit einer exklusiven Videoüberwachungsanlage. Die Bewohner können sich hermetisch von der Außenwelt abkapseln. Daher bekomme ich nie Überraschungsbesuch. Selbst zu dieser Tageszeit steht ein uniformierter Wachmann vor dem Haus, und drinnen sitzt der Nachtportier vor einer Reihe Überwachungsmonitore und Tasten. Ich nicke ihm kurz zu, er nickt zurück, und ich schreite durch die Lobby zum Lift.

Aus der einundvierzigsten Etage hat man eine wunderbare Aussicht – die Bürohäuser der Docklands, die umgebauten Lagerhäuser in Limehouse Reach, den Themsebogen und die

Skyline der *City of London* –, aber heute Nacht nehme ich das alles kaum wahr.

Hat Fielding ihn in irgendeinem verborgenen Winkel der Welt aufgespürt? *Ich hätte da was für dich, mein Junge. Wie für dich gemacht.* Oder war Johanssen aus eigenem Antrieb zurückgekehrt und hatte festgestellt, dass dieser Auftrag auf ihn wartete? Ein Auftrag in einem Gefängnis. Scheint unmöglich zu sein.

Wieder packt mich diese Angst: Natürlich wird er versuchen, das zu machen.

Ich gehe in den kleinen Raum, den ich als Büro nutze. Fahre den Computer hoch und stöpsle eine Festplatte ein. Passworte eingeben, Entschlüsselung und eine Datei öffnen, in die ich seit einem Jahr keinen Blick geworfen habe.

Der erste Klick zeigt mir fünf farbige Ringe, einen im anderen – äußere Sicherheitszone, innere Sicherheitszone, die erste Mauer, ein schmales Niemandsland und die zweite Mauer –, die ein leeres, dunkles Zentrum umfassen. Ich klicke auf die Leerstelle in der Mitte, worauf ein nummeriertes Gitter erscheint. Ich schiebe den Cursor auf ein Quadrat, klicke noch einmal, das Quadrat vergrößert sich und füllt sich mit Details: Straßen und Gebäude, eine Kantine, ein Berufsbildungszentrum, ein Fußballplatz. Ein weiterer Klick bringt ein feines Geflecht aus Abwasserrohren und Kabelschächten zum Vorschein, die unter den Straßen wie Adern unter der Haut verlaufen. Nach dem nächsten erscheinen diverse Symbole auf dem Plan: eine scheinbar willkürliche Anordnung kleiner blauer Rauten, grüner Punkte und gelber Quadrate. Einige sind Einsatzzentralen und Beobachtungsposten, andere zeigen Überwachungskameras und Abhöreinrichtungen. Den Rest können wir einfach nicht entschlüsseln.

Wir hatten begonnen, Daten über das Programm zu sammeln, und diese Karte erstellt, als es sich noch im Planungs-

stadium befand. Auch jetzt, seit es seine Tore geöffnet hat, fragen Klienten danach. Sie kommen allerdings nicht mehr zu mir, sondern wenden sich an Craigie – und eigentlich wollen sie nicht die Karte, sondern eine Antwort auf die Frage: *Kommt man da irgendwie raus?*

Seit das Programm in Betrieb ist, lautet die Antwort: Nein.

Aber das war nicht Simon Johanssens Frage. Er wollte etwas anderes wissen.

Trotzdem rufe ich Craigie nicht an, obwohl ich das eigentlich müsste. Ich rufe Fielding an.

Der Anschluss, den ich verwende, kann nicht zurückverfolgt werden. Der Angerufene meldet sich nur mit einem kurzen Grunzen, aber er ist es.

»Hallo Fielding.«

Eine Pause, die sich bis auf zehn lange Sekunden dehnt. Dann: »*Karla*.«

Nur ein Wort, dennoch gelingt es Tony Fielding, außerordentliche Überheblichkeit und Geringschätzung hineinzulegen.

Er konnte mich noch nie leiden – er bevorzugt jüngere Frauen, die sich dankbar zeigen. Was bin ich doch für ein kaltherziges Miststück! Auf gewisse Weise ist das befreiend.

Fielding sagt: »Tja, jetzt geht es wieder los.« Seine Stimme knarzt rostig. Also raucht er noch. »Ich nehme an, dass Sie Besuch hatten.« Er klingt selbstgefällig.

»Warum lassen Sie ihn das machen?«, frage ich.

Er schnaubt. »Warum nicht? Haben Sie Angst, dass er aus der Übung ist? Ich glaube, das hat er schnell wieder drauf.«

»Ein Auftrag im Programm?«

Fielding sagt mürrisch: »Hören Sie, er will arbeiten. Ich habe ihm schon gesagt, dass es nicht machbar ist. Aber das ist genau sein Ding, oder? Das Unmögliche möglich zu machen. Sie können viel Geld darauf setzen, *Karla*, er wird den

Auftrag annehmen. Die Frage ist nur, ob Sie ihn dabei unterstützen?«

Beende es. Mach sofort Schluss. Wieder die gleiche Begründung. Knochentrocken. »Sie kennen das System. Wir kommen nicht in deren Rechner.«

»Sind Sie da ganz sicher, Karla? Na ja, Ihre Entscheidung. Es gibt noch andere, die so etwas planen können. Und die kriegen ihn da rein. Natürlich sind die nicht so *vorsichtig* wie Sie, aber in der Not frisst der Teufel Fliegen.«

Die Worte sind heraus, bevor ich darüber nachdenken kann. »Sie können ihn da nicht reinstecken.«

»Warten Sie's ab.«

»John Quillan ist der Boss im Programm.«

Fielding sagt nur: »Ist er das, Karla? Der gute, alte John Quillan? Ich werde Johanssen davon in Kenntnis setzen.«

*

Nach Beendigung des Telefonats gehe ich zurück ins Wohnzimmer meines Apartments, stelle mich vors Panoramafenster und blicke nach unten: Das schwarze Wasser im Dock kräuselt sich nachdenklich.

Verschwinde. Verschwinde einfach. Du hast dein altes Leben hinter dir gelassen. Du bist nicht mehr Karla, und du bist Simon Johanssen nichts schuldig.

Aber ich kann nicht einfach so verschwinden.

Man glaubt immer, man würde seine eigenen, freien Entscheidungen treffen. Man glaubt, es handle sich um bewusste und geplante Schritte. Aber manchmal werden einem die Entscheidungen vorgegeben, und man merkt es erst, wenn es viel zu spät ist. Die Grenzen sind nicht zu erkennen, manchmal übertritt man sie in der Dunkelheit.

Bevor Johanssen mir von dem Auftrag erzählte. Schon bevor ich das Lagerhaus betreten habe ...

In dem Moment als ich im Opernhaus aufblickte und ihn sah, war die Zukunft schon vorgegeben.

Irgendwo im Sicherheitssystem des Programms muss es ein Schlupfloch geben, und das werde ich nutzen, um ihn da reinzuschleusen. Denn wenn ich es nicht tue, wird es jemand anders tun, und der wird nicht alles daransetzen, ihm den Rücken freizuhalten.

John Quillan – Berufsverbrecher, Gangster, Mörder – ist der Boss im Programm.

John Quillan will ihn tot sehen.

2. Tag: Donnerstag

Johanssen

Donnerstagmorgen, 3:13 Uhr. Eine Straße in Nord-London, ein sogenanntes aufstrebendes Viertel, in dem Bars und Maklerbüros allmählich die alten Ein-Pfund-Shops und die billigen Kleidungsketten verdrängen. Einen Teil der Strecke war er mit dem Taxi gefahren, dann im Nachtbus, und jetzt ist er zu Fuß unterwegs: Das übliche Prozedere. Im Geist eines Scharfschützen reduziert sich die Welt auf Distanzen.

Drei Meter links von ihm kauert ein Teenagerpärchen eng umschlungen an einer Bushaltestelle, ihr Atem taucht sie in flüchtige Wolken. Acht Meter rechts von ihm torkelt ein Betrunkener in Schlangenlinien den gegenüberliegenden Fußweg entlang, unempfindlich gegen die Kälte bleibt er kurz stehen, stützt sich mit einer Hand gegen die Wand und beugt sich vor. Johanssen geht weiter. Nach sechs Schritten ist der Mann aus seinem Blickfeld verschwunden. Er hört, wie er sich übergibt, und die Überwachungskamera über ihm schwenkt leidenschaftslos zu dem Mann hinüber, um das Geschehen festzuhalten.

Auf ihn achtet keiner.

Er hat sie wiedergesehen. Er hat mit ihr gesprochen. Diese Erinnerung trägt er jetzt durch die gelbliche Dunkelheit mit sich, trägt sie fast wie einen Gegenstand mit Form und Gewicht in den Händen. Die Erinnerung ist manchmal flüchtig, wertvoll – das Licht in ihrem Haar, wie sie den Kopf dreht –, bleibt aber auch nie lange. Er überquert eine Straße, geht an

einer Häuserreihe entlang, und schon verwandelt sie sich in etwas Scharfes oder gar Ätzendes, wie der Blick in ihren Augen, als sie ihn entdeckte.

So kann man sich täuschen, was? Er hatte es sich anders vorgestellt, aber das war wohl nichts.

Er geht eine Seitenstraße entlang, biegt nach rechts ab und geht weiter, bis er das erste der großen viktorianischen Reihenhäuser erreicht. Keine fünf Minuten von hier stehen die Straßen voller Wohncontainer für Bauarbeiter, aber diese Ecke hier hat die Gentrifizierung noch nicht erreicht. Hier sind zu viele Knöpfe an den Klingelanlagen, stehen zu viele Mülleimer, kaputte Fahrräder und alte Sofas in den Vorgärten, und wenn man die Tür zur Souterrainwohnung öffnet, schlägt einem der Geruch feuchter, abgestandener Luft entgegen.

Die Wohnzimmervorhänge sind offen und draußen brennt das Nachtlicht. Hinter der Glastür sieht man fast überdeutlich den Schatten eines Gartenstuhls und eines toten Rosenstrauchs. Er zieht den Vorhang zu, öffnet Badezimmer- und Schlafzimmertür, schaltet das Licht an, prüft die Fenster, sucht nach irgendwelchen Zeichen von Veränderung. Nichts zu sehen.

Er setzt sich gegenüber dem Fernseher in den einzigen bequemen Sessel und denkt wieder an Karla in der Bar des Opernhauses: Karla in ihrem grünen Kleid, die mit leicht zur Seite gelegtem Kopf dem dicken Mann zuhörte und vorgab, sich nicht zu langweilen, direkt bevor sie aufsaß und ihn erblickte.

Und da ist es wieder, derselbe Knoten in seiner Magengrube, so rau und unvermittelt wie eh und je.

Und nichts hat sich geändert.

Vor acht Jahren. Das erste Treffen, wenn man es denn so bezeichnen kann: Er auf einem Stuhl, grelles Scheinwer-

ferlicht im Gesicht, und sie nur eine Stimme dahinter, die sagte: *Ich kann Sie in Sicherheit bringen*. Hatte das schon gereicht? Sie hatte es in einem Moment gesagt, als er alles verbockt hatte – als er die Einschätzung der Army bestätigt, die Nerven verloren und einem schreienden Mann beim Sterben zugesehen hatte –, als er auf der Straße übernachtete, sich in öffentlichen Toiletten rasierte, sich aus Supermarkt-Müllcontainern ernährte, das Tageslicht mied und sich nicht traute, eine Straße entlangzugehen, weil er fürchtete, John Quillans Leute könnten ihn entdecken und ihm das antun, was sie den anderen angetan hatten. Als das Überleben nicht mehr als ein Reflex und das Ergebnis seiner Ausbildung war ...

Ich kann Sie in Sicherheit bringen.

Und sie hatte es getan: Sie hatte sämtliche Hinweise auf seine Vergangenheit ausgelöscht – sein Leben ausgelöscht –, und dann hatte sie ihm eine neue Identität verschafft, ihm ein Flugticket in die Hand gedrückt und gesagt, er solle abhauen und nie wieder zurückkommen.

Nur dass er zurückgekommen ist, allerdings erst als die Männer, die wussten, was er in der Nacht getan hatte, als Terry Cunliffe starb, im Gefängnis saßen oder tot waren. Er ist zurückgekommen, weil es die einzige Möglichkeit war, der Dunkelheit zu entkommen: indem er für Fielding arbeitete, die ganzen schwierigen Aufträge übernahm, alle ordentlich, sauber, sachlich, ohne raue Kanten, lose Fäden oder unnötige Schweinereien. Auch ohne Zögern – jeder Auftrag ein Beweis dafür, dass er es doch konnte, dass die Ausbilder bei den Spezialeinsatzkräften unrecht gehabt hatten, dass Cunliffe ein Einzelfall gewesen war, ein schlechter Abend, an dem man ihn auf dem falschen Fuß erwischt hatte, nichts, worüber man sich groß Sorgen machen müsste. Dass er nicht der Mann war, den es dort zerlegt hatte.

Für jeden Auftrag war er zu ihr gegangen, um sich die notwendigen Informationen zu holen.

Eines Tages war sie hinter den Scheinwerfern hervorgetreten.

Und eines Tages hatte sie ihn mit einem ihrer flüchtigen Beinahe-Lächeln bedacht, und für einen Augenblick schien alles möglich zu sein, doch dann hatte sie sich abgewandt.

Er konnte es nicht. Er konnte es nicht. Die Ausbilder hatten es gewusst, und Cunliffe war die Bestätigung gewesen. Sie hatte es vor acht Jahren mit einem Blick erkannt. Und sie würde es nicht vergessen.

Bis ihm eines Tages nichts anderes mehr übrig geblieben war, als zu verschwinden. Er hatte nicht damit gerechnet, dass er so lange wegbleiben würde. Aber er konnte nicht zurückkommen, solange er sie noch im Blut hatte, wie eine Droge – während er noch so an sie dachte, wie er es tat, während er noch von ihr träumte. Also war ein halbes Jahr vergangen, dann ein ganzes, dann noch ein halbes. Langsam war sie aus seinem System herausgespült worden, bis er wieder nur noch von den alten Sachen träumte: ein Mann am Schreibtisch, ein Dach in der Nacht, das Farmhaus. Da wusste er, dass er zurückkommen musste.

Als Erstes – nachdem er sich vergewissert hatte, dass es sicher war – hatte er versucht, sie zu erreichen.

Unter der alten Telefonnummer hatte sich ein Mann gemeldet, ein Schotte, dessen Stimme er nicht erkannte. Er hatte aufgelegt, ohne etwas zu sagen. Unter ihrer alten Adresse hatte er sie auch nicht gefunden. Aber er hatte noch den alten Code für ein Treffen, einschließlich Ort und Zeit. Er brauchte sie nur zu finden.

Und jetzt hatte er sie gesehen. Und es war okay, oder? Es war rein beruflich gewesen.

Aber sicher doch, das redest du dir die ganze Zeit ein. Ihr all

diese Fragen zu stellen, obwohl du die Antworten schon wusstest, als ob sie das nicht merken würde. Reden, nur damit sie bleibt. Und bei der letzten, großen Frage hast du sie noch hingehalten, weil du Angst hattest, die Antwort könnte Nein lauten, und es gäbe dann nichts mehr zu reden.

Was hatte er sich dabei gedacht? Dass er zurückkam und plötzlich alles anders sein würde? Dass seine Gefühle sich in Luft aufgelöst hätten?

Oder dass sie sich *freuen* würde?

Sie hatte ihn nicht einmal gefragt, wo er gewesen war.

Und was folgt für ihn daraus? Für den Auftrag? Einen Auftragsmord im Programm?

Selbst sie kann ihn nicht dort hineinbringen.

Als er einschläft, ist die Nacht dem Morgen gewichen, und er hat wieder einen der alten Träume. Wobei es eigentlich weniger ein Traum ist als vielmehr eine Erinnerung.

Er steht vor einem Schreibtisch stramm. Hinter dem Schreibtisch sitzt ein Mann in Uniform, die Hände gefaltet auf einer Akte abgelegt.

»Das soll keine Kritik an Ihren Fähigkeiten sein«, sagt der Mann, und in diesem Moment wacht er mit dem wohlbekannten Druck auf der Brust und dem Geschmack des Versagens auf der Zunge auf.

Sein Handy klingelt. Er geht ran, »Hallo?«, und Karla sagt: »Ich glaube, ich sehe eine Möglichkeit«, und schon beim Klang ihrer Stimme spürt er etwas im Magen.

»Eins noch«, sagt sie, und er errät, was noch kommt. »John Quillan ist der Boss im Programm.«

»Er weiß nicht, wer ich bin.«

Nach einem kurzen Moment der Stille sagt Karla: »Ich melde mich.«

»Und?«, sagt Fielding. Er ist wütend – angespannte Schultern unter dem teuren Kaschmirmantel, die Fäuste unter den Manschetten geballt, das siebzigjährige Gesicht noch zerklüfteter als sonst. Offenbar ist er gekommen, um Antworten zu bekommen, es gibt aber keine. »Und?«, wiederholt er. Dann: »Arschloch.«

Johanssen vergräbt die Hände in den Jackentaschen. Sie stehen östlich von Woolwich am Themseufer. Es ist kalt und grau. Der trübe Fluss fließt schnell an ihnen vorbei: ablaufendes Wasser. Die Baustelle hinter ihnen ist mit einer Bretterwand abgetrennt, darauf ein Schild mit einem Bild von neonerleuchteten Glastürmen. Kräne recken sich in den Himmel. Der Ort liegt ungeschützt: Nichts bremst den flussaufwärts blasenden Wind, und über ihnen ist zu viel Himmel.

»Das soll doch wohl ein Witz sein«, sagt Fielding. Der alte Klassiker. »Ein schlechter Witz.«

Johanssen sagt: »Es ist nur eine Sondierung. Ich geh rein, guck mich um, komm wieder raus. 48 Stunden. Fertig.«

»Das ist doch einfach unglaublich«, sagt Fielding. »John Quillan zieht da drin die Fäden.« Als hätte er das nicht schon gewusst, als er ihm das erste Mal Zigarre rauchend in einem dunklen Hinterzimmer in Soho mit vor Selbstgefälligkeit triefendem Lächeln davon erzählte.

Der Auftrag wird Ihnen gefallen: Ist eine verdamnte Mission Impossible, der Klient muss völlig übergeschnappt sein.

Johanssen wendet den Blick ab.

Aber Fielding starrt ihn immer noch unverwandt an. »Ach, und Sie glauben wohl, da drin gäbe es so was wie Verjährung? Oder dass Quillan an Amnesie leidet? Nach allem, was mit Terry Cunliffe passiert ist, glauben Sie, er hätte es *vergessen*?«

»Er weiß nicht, wer ich bin«, wiederholt Johanssen: »Es ist nur eine Sondierung. Wenn es gefährlich wird, ziehe ich mich zurück.«

Fielding sagt: »Wenn es gefährlich wird? Natürlich ist es da drin gefährlich. Und wie wollen Sie sich da denn bitte *zurückziehen*? Das ist ein Gefängnis, ein verdammter *Knast*. Daraus können Sie nicht so einfach abhauen.«

Zwei Möwen fliegen kreischend über sie hinweg, und auf der Baustelle hinter dem Zaun fängt irgendeine Maschine an zu rattern und Dieselabgase auszustoßen.

Fielding murmelt: »Wir sollten das mit internen Kräften regeln. Da sitzen genug Mörder ein, das kann doch einer von denen machen. Man sucht sich einen frisch Verurteilten und tritt an ihn heran, bevor er reingeht – jemanden mit Kindern draußen –, wir schnappen uns eins, machen ihm klar, wie weit wir gehen würden ...«

Ihm wird übel bei dem Gedanken, aber das spielt sowie so keine Rolle. Es wird nicht passieren. »Ich mach das«, sagt Johanssen.

Natürlich macht er es. Er hat noch nie einen Auftrag verpatzt. Trotzdem fährt Fielding alles auf, was er hat, erinnert ihn daran, wie schwierig es ist, und tut so, als wolle er es ihm ausreden, weil er es dann nur noch mehr will, oder? Irgendwann wird er sagen: *Sie können jetzt aufhören. Ich habe mich entschieden*. Doch bisher hat er das noch nicht getan.

»Und Karla? Kann die Sie da reinbringen?«

»Sie guckt sich das an.«

Falls Fielding erfreut ist, will er es nicht zeigen. Er wendet den Kopf ab.

Hinter dem Bauzaun schlägt eine Ramme Träger in den Schlamm. Durch eine Lücke im Zaun sehen sie einen Moment lang zu.

Schließlich sagt Johanssen: »Haben Sie es?«

Aber Fielding ist noch nicht fertig. Er sagt: »Warum sollte ich es Ihnen geben? Sie müssen diesen Auftrag auslassen. Das kriegen Sie nicht hin, und das wissen Sie auch ganz ge-

nau. Jeder hat seine Grenzen, mein Junge. Selbst Sie. Aber das wollen Sie nicht hören, stimmt's?»

Die Ramme hinter ihm stoppt.

»Haben Sie es?«, wiederholt Johanssen.

Fielding greift in die Manteltasche, zieht einen Umschlag heraus und drückt ihn Johanssen in die Hand. »Was ist nur los mit Ihnen?«, fragt er verbittert. »Was zum Teufel soll der Scheiß?« Dann sagt er, als widere es ihn an, dass sich jemand Anstand und Vernunft gleichermaßen widersetzt. »Ihnen geht es ja nicht mal ums Geld.«

Der Umschlag ist schlicht, braun und unbeschriftet. Johanssen öffnet ihn nicht.

»Was haben die getan?«, fragt er.

Fielding sagt nur: »War übel.«

Er öffnet den Umschlag erst, nachdem er die Haustür abgeschlossen und die Vorhänge ordentlich zugezogen hat.

Darin ist nur ein einziges Blatt: ein Foto, auf normalem Papier mit einem billigen Farbdrucker ausgedruckt. Er starrt es lange an. Dann steckt er es wieder in den Umschlag. In spätestens zwanzig Minuten wird es nicht mehr in seinem Besitz sein.

Aber er hat das Bild mit allen Einzelheiten im Kopf.

Aus irgendeinem Grund hatte er nicht mit einer Frau gerechnet.

2. Tag: Donnerstag – 5. Tag: Sonntag

Karla

Am Donnerstagabend muss ich zu einer Abendgesellschaft – beziehungsweise Charlotte Alton, wobei sie an diesem Abend allerdings keine besonders geistreiche Gesprächspartnerin ist. Als ich gegen elf zu meinem Apartment zurückkehre, wartet der Umschlag schon auf mich. Beim Betreten der Lobby winkt der Nachtportier mich zu sich und streckt ihn mir entgegen.

Zwei Gläser Wein verdunsten aus meinem Blutkreislauf in der Zeit, die der Fahrstuhl bis in meine Etage benötigt. Kaum habe ich die Wohnungstür hinter mir geschlossen, reiße ich das Siegel auf und ziehe das Blatt heraus.

Sie ist etwa dreißig, schlank, ihr Haar hat die Farbe heller Butter, und auf dem Foto trägt sie ein bis zum Hals zugeknöpftes graues Kostüm. Es sieht teuer aus, genau wie ihre Frisur. Sie könnte eine Firmenanwältin sein: kultiviert und verschlossen. Ihr Lächeln schützt sie wie eine Rüstung.

Ich könnte schwören, dass ich das Gesicht kenne.

Ich finde weder einen Namen noch irgendwelche Hintergrundinformationen: Nur das Foto.

Was hat sie getan, diese verschlossene, reiche Frau? Warum will jemand, dass sie stirbt?

Aber es ist ganz einfach: Sie ist eine verurteilte Kriminelle, genau wie alle anderen im Programm, und vermutlich war ihr Gesicht irgendwann in sämtlichen Boulevardzeitungen und diversen Fernsehmagazinen zu sehen. In nicht einmal einer

Sekunde hat meine Fantasie eine Titelseite erzeugt: Neben ihrem Foto steht in riesigen Buchstaben MONSTER!

Es muss ein Rachemord sein. Vergeltung für einen Unterweltbetrug? Oder ein Auftrag von der Familie eines Opfers? Eins von beiden. Trotzdem eigenartig, dass Fielding uns keinen Namen gegeben hat. Eigentlich brauchen wir mehr als nur ein Bild.

Die Finger auf der Tastatur. Vom Absender getrennt saust unser Dialog über Proxyserver auf drei Kontinenten. Meine mangelhafte Kenntnis des aktuellen Internetjargons kennzeichnet mich als Außenseiter, aber das stört mich nicht, und wenn es Finn stört, sagt er es nicht.

<finn>

Die Antwort kommt praktisch sofort.

<K?>

Ich lese Überraschung aus seiner Antwort heraus. Wie so viele Leute aus meinem Netzwerk hat Finn sich im Lauf des letzten Jahres daran gewöhnt, mit Craigie zu kommunizieren.

<privatauftrag. geld wie üblich. programminsasse details namen gesichter background, antw nur an mich>

Eine Pause. Entweder denkt Finn nach, oder die Server lahmen.

<wann?>

<baldmöglichst>

<melde mich>. Finns Standardantwort. Früher habe ich mich darüber geärgert. Aber das läuft nicht wie im Film: Es kann Tage oder Wochen dauern, bis er etwas erfährt ... Finn weiß es auch nicht. Mehr als *melde mich* werde ich nicht aus ihm herausbekommen.

Ich trenne die Verbindung und lehne mich zurück.

Am Nachmittag habe ich noch einmal mit Fielding gesprochen, weil ich mehr über den Klienten erfahren wollte, aber

auch der ist namenlos: Was Anonymität betrifft, hat Fielding strenge Regeln. »Sie hatten Referenzen«, war alles, was er sich entlocken ließ. Jemand anders, jemand, mit dem er Geschäfte macht und dem er vertraut, hat sich für ihn verbürgt. Auch darüber verriet er nichts. Dann fragte er mich, ob ich schon wusste, wie ich Johanssen ins Programm bekäme, und ich mauerte ebenso wie er: Ich sagte, ich würde daran arbeiten. Informationsaustausch basiert auf gegenseitigem Vertrauen, und das besteht zwischen uns nicht. Tatsächlich habe ich den Tag mit der Suche nach einem Mann verbracht, der meine Schlüsselfigur in dieser Angelegenheit werden soll, was er allerdings nie erfahren wird. Das Bild des Hauptanwärters starrt mich gerade von meinem Bildschirm an. Später werde ich mir sein Leben weiter ansehen und nach Gründen suchen, ihn aus der engeren Wahl zu streichen, aber fürs Erste bin ich ganz zufrieden mit ihm, obwohl er Verbrechen begangen hat, über die ich nicht nachdenken möchte ... Wieder denke ich an die Frau auf Johanssens Foto. MONSTER! Die beiden wären ein schönes Paar.

In diesem Augenblick springt die Digitaluhr im Büro von 23:59 auf 00:00 um. Es ist Freitag.

Zeit, dass ich mit Craigie spreche.

Ich hatte nie vor, dieses Leben zu führen. Manche Dinge geschehen einfach.

Ich hatte mich auf Thomas Drew eingelassen, bevor ich wusste, was er war oder tat. So etwas kann passieren, wenn man dreiundzwanzig und unschuldig ist. Er war clever, hatte sanfte Hände, die strahlenden Augen eines Scharlatans und eine Selbstsicherheit, wie ich sie weder zuvor noch danach je bei einem Menschen gesehen hatte. Wir hatten uns bei einer Party in Kensington kennengelernt, zwei Stunden später lagen wir im Bett.

Eine Woche verging, bevor ich ihn fragte, was er machte. Auf dem Schild vor seinem Büro stand nur DREW. »Ermittlungen«, hatte er nur lächelnd erwidert.

Erst nachdem ich einen Monat für ihn gearbeitet hatte – Routineüberwachungen, ein bisschen Computerarbeit und Telefondienst –, wurde mir klar, was er wirklich machte: Was für ein Netzwerk er für welche Klientel aufbaute.

Ein Jahr später kannte ich es besser als er selbst.

Er hatte einen Buchhalter: Alex Craigie. Anfang dreißig, schweigsam, verschlossen und stets im dunklen Anzug wie ein Fünzigjähriger. Ich hatte immer das Gefühl, dass er mich nicht sonderlich mochte. Mein Verbündeter war Robbie, ein Staffordshire-Terrier von einem Mann: Kräftig gebaut, von Natur aus loyal, brandgefährlich, wenn's zu einer Rauferei kam. Er war ein kleines Licht in einer der alten Verbrecherdynastien aus dem East End gewesen, hatte dieses Leben aber aufgegeben, als seine Frau starb und ihn mit seinem siebenjährigen Sohn zurückließ. Er war Drews Mann für Fahrten und Beschattungen, und gelegentlich wurde er auch als Schläger eingesetzt. Wir hatten uns einmal bei einer Beschatzung im Auto geküsst – in der Anfangszeit aus rein beruflichen Gründen, doch wenn ich ihn in Verlegenheit bringen will, erinnere ich ihn daran.

Eines Tages konnte ich Drew nirgends finden. Die von ihm zusammengestellten Informationen über eine Bank hatten sich als falsch erwiesen, weshalb jetzt zwei Männer tot waren – von der Polizei erschossen – und ein bedeutender Londoner Gangster sich auf den Weg gemacht hatte, um über die Konsequenzen zu reden.

Drew war abgetaucht.

Robbie hatte mir geraten, auch zu verschwinden. Ich schickte ihn nach Hause zu seinem Sohn. Ich hatte erwartet, dass auch Craigie untertauchte – ein Bündel Wertpapiere einsteck-

te und ging –, aber zu seiner Ehre muss gesagt werden, dass er blieb, als ich verkündete, die Stellung halten zu wollen.

Wir waren nicht immer einer Meinung, weder damals noch heute, aber vor einem Jahr, als ich die Entscheidung traf, jemand anders mit dem Alltagsgeschäft des Netzwerks zu betrauen – um das Risiko zu minimieren und selbst mal ein bisschen zu leben –, war nur er da. Er kennt meine Quellen, bezahlt die Informanten, schottet mich von den Klienten ab. Er sorgt dafür, dass ich unsichtbar bleibe, mir die Hände nicht schmutzig mache, sicher bin. Hält mich von Leuten wie Simon Johanssen fern. So weit zumindest die Theorie.

Als ich am Freitag auf der Rückseite des Lagerhauses ankomme, ist es dunkel, aber ich kenne mich aus. Ich kenne jede unserer Örtlichkeiten, ich habe sie selbst ausgewählt. Also gehe ich am Wachposten vorbei und trete fast geräuschlos ein – nur ein leises Türquietschen und sehr leise Schritte. Trotzdem dreht Craigie sich zu mir um und runzelt die Stirn. Als er mich sieht, legt er den schmalen Kopf etwas auf die Seite – Neugier? Nachdenklichkeit? –, sagt aber nichts. Jetzt wird erst einmal jemand anders befragt.

Abgetrennt durch eine Reihe heller Scheinwerfer, die ihm direkt ins Gesicht leuchten, sitzt ein großer Frühsechziger mit gesenktem Kopf vor uns, die Arme auf die Knie gestützt, die Hände schlaff herabhängend. Er ist schlank, trägt teure Freizeitkleidung und hat gut frisierte, graue Haare. Auf eine Weise attraktiv, die an einen Raubvogel erinnert. In einem Fernsehrama würde er den aufrichtigen Patriarchen spielen, den alternden General, der seine Männer ins letzte Gefecht führt. Aber dieser Ort und alles, was nötig war, um hierherzukommen – die Haube, der Transporter, die Leibesvisitationen –, haben seiner Würde geschadet: Er hat dicke Tränensäcke im von tiefen Falten durchfurchten Gesicht, außerdem

schwitzt er stark. Trotz des teuren Aftershaves rieche ich seine Verzweiflung.

»Ich bin zurückgetreten«, sagt er. »Ich hatte einfach das Gefühl, es wurde Zeit, etwas anderes zu machen.« Aber seine Stimme zittert.

»Sie sind zurückgetreten, Mr Hamilton? Sie wurden also nicht aufgefordert, ihren Posten zu räumen, während irgendwelche Unannehmlichkeiten unter den Teppich gekehrt wurden?«

Craigie spricht weiter in dem ihm eigenen Pastorensohn-Tonfall mit schottischem East-Kilbride-Akzent. In solchen Augenblicken ist es schwer zu glauben, dass sich auch nur das kleinste Fünkchen Mitleid in seinem steinernen Herz verbirgt. »Da werden Sie uns schon noch was Besseres bieten müssen.«

Der Mann sagt nichts. Ihm muss klar werden, dass das der Preis ist, den er zahlen muss. Aber Craigie tut das nicht aus Grausamkeit. Offenheit: Wir bestehen immer darauf, dass mit offenen Karten gespielt wird. Wir müssen wissen, womit wir es zu tun haben.

Craigie sagt: »Gehen wir die Geschichte noch einmal durch, okay? Sie sind ohne jegliches Fehlverhalten von ihrem Posten zurückgetreten, haben keinerlei Schuld auf sich geladen, keine Flecken im Lebenslauf und erhalten obendrein eine ordentliche Pension. Sie haben keine schmutzigen Geheimnisse und werden nicht erpresst. Trotzdem sind Sie hergekommen und haben uns viel Geld für ein neues Leben geboten. Erfahrungsgemäß tun Menschen so etwas nur, wenn sie auf der Flucht sind, Mr Hamilton. Die Frage lautet nun, wovor flüchten Sie?« Er macht eine Pause. »Und?«

Ich höre die Antwort nicht einmal.

Vor acht Jahren war ich in einem ganz ähnlichen Lagerhaus, aber der Mann auf dem Stuhl mit den Scheinwerfern im Gesicht war Simon Johanssen.

Glatt rasiert, braune Haare. Graue und schwarze Freizeitkleidung. Gepflegt: Man wäre nicht darauf gekommen, dass er auf der Straße gelebt hat. Man konnte sehen, dass er in eine Schlägerei verwickelt gewesen war – Schorf an den Fingerknöcheln, Überbleibsel von blauen Flecken im Gesicht –, aber nichts vom aufdringlichen Macho-Gehabe selbst genannter vermeintlich harter Kerle. Auch sonst nichts, was irgendwie ins Auge fiel. Ein Niemand. Man würde ihn keines zweiten Blickes würdigen.

Wir hatten ihm eine Haube über den Kopf gestülpt, ihn durchsucht, in den Laderaum eines unauffälligen Transporters mit gefälschten Kennzeichen geworfen und eine Weile in London spazieren gefahren. Auf ihn war ein Kopfgeld ausgesetzt. Er hätte schwitzen müssen, tat das aber nicht.

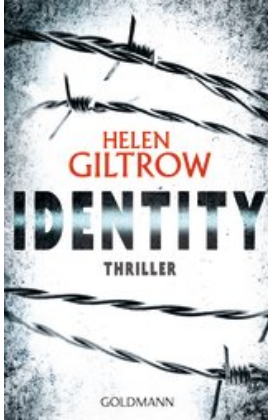
»Sie müssen uns alles erzählen«, sagte ich. »Absolute Offenheit ist unerlässlich.«

Wobei er mir natürlich nicht zu erzählen brauchte, wovon er floh. Ich wusste es schon. Alle wussten es.

Natürlich hatte ich seine Akte gelesen.

Geboren in Salford in einem Arbeiterviertel, Sohn eines ehemaligen schwedischen Seemanns, der gerne trank und die Fäuste sprechen ließ – es gab Festnahmen wegen Trunkenheit und ungebührlichen Benehmens und auch »familiäre Zwischenfälle« in dem feuchten, kleinen Haus, in dem er aufgewachsen war, bis seine Mutter beschloss, dass es ihr reichte. (Er war sechs, als sie ging, sie nahm ihn aber nicht mit.) Dann unregelmäßige Schulbesuche mit schlechten Noten. Eigentlich hätte es auch eine Akte mit Jugendstrafen geben müssen – mit Bagatelldelikten wie Diebstahl und Ähnlichem –, aber offenbar war er schon damals klug genug gewesen, sich nicht erwischen zu lassen.

Dann die Armeekarten. Erst einfacher Soldat, dann Scharfschütze. Einsatz im Nahen Osten. Belobigung für Mut unter



Helen Giltrow

Identity

Thriller

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 576 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-442-48365-5

Goldmann

Erscheinungstermin: November 2015

Der Beginn einer grandiosen Thriller-Reihe.

Charlotte Alton kann in gut gesicherte Systeme eindringen. Informationen manipulieren. Und sie kann Menschen, die ihre Vergangenheit löschen wollen, eine neue Identität verschaffen. All das gehörte zu ihrem früheren, ihrem anderen Leben. Mittlerweile ist Charlotte eine erfolgreiche Geschäftsfrau, die in den besten Kreisen verkehrt. Da bietet man ihr plötzlich einen neuen Job an: Sie soll den Auftragskiller Simon Johanssen in ein Hochsicherheitsgefängnis einschleusen. Charlotte weiß, dass dies ein Himmelfahrtskommando ist, womöglich eine Falle. Doch sie reizt die Gefahr. Und Johanssen und sie haben einander früher gut gekannt. Sehr gut. Und so begibt sich Charlotte in die Höhle des Löwen ...



[Der Titel im Katalog](#)